

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: Vergangene Tage [Fortsetzung]
Autor: Hügli, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574049>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

❖ Vergangene Tage. ❖

Novelle von Emil Hügli, Chur.

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck verboten.

(Fortsetzung).

Heute war der Himmel mit grauen Wolken eintönig zugedeckt. Die verschneiten Berge hoben sich auf dem dunkeln Himmel gespenstisch grell ab, und über das weite Feld jagte in wilden Sprüngen der kalte Winterwind. Hartgefrorene, von der einheitlich weißen Decke losgelöste Schneeförner trieb er in langen Linien vor sich her und sauste in dem kahlen Geäst vereinsamter Bäume.

Wo jetzt wohl Mathilde weilen mochte? Ob sie das Singen des Sturmes auch an jene Zeit erinnerte, da sie beide über die winterlichen Felder oder an finstern Waldbeskrändern entlang gewandert waren? Wenn sie ahnen würde, daß er jetzt in Gedanken an sie die alten Pfade wieder aufsuchte? Ob sie wohl kommen würde, nur einmal, ein einzig Mal, um sich mit ihm ins unwiederbringlich Vergangene zurückzuträumen? Ja, er hielt es für möglich, obschon er sich zugleich auch sagen mußte, daß es nicht geschehen werde.

„Narr, der ich bin,“ dachte er, „wie kann ich nur so kindlich, so phantastisch träumen! In diesen zwei Jahren mag auch in ihrem Dasein viel geschehen und manch alter Traum für immer erloschen sein!“ Und was wohl das Entscheidende war, wie hätte sie noch mit einer Faser ihres Herzens an ihm hängen können, an ihm, der sein Leben für immer einer andern geschenkt, der seither ein anderes Weib geküßt und in seinen Armen gehalten! Wenn sie sich nicht in Gleichgültigkeit aufgelöst, so mußte sich ihre einstige Liebe längst in Abscheu oder Haß verwandelt haben. Waren es nicht vielleicht Blicke des Hasses gewesen, die ihm beim Wiedersehen als springende Funken einer verborgenen Leidenschaft erschienen waren? Wenn sie auch offen gesagt, daß sie nach abgehaltenem Konzert, das sie am vorangegangenen Abend gegeben und das Adalbert nicht besucht hatte, noch einige Wochen hier bleiben wolle, wer konnte ihm denn den närrischen Gedanken beweisen, es geschehe seiner wegen? Konnte ihr Verweilen keinen andern, einleuchtendern Grund haben? Ach, es gab Gründe genug, die alle triftiger waren als seine knabenhaften Phantasien.

Ein Windstoß riß Adalbert den braunen Filzhut vom Kopf und warf ihn kurzerhand auf einen kleinen Schneehügel; von dort kollerte er weiter und fiel in einen Straßengraben. Da es neblig und düster geworden war, hatte Adalbert Mühe, den Flüchtling zu finden; dazu warf ihm das unaufhörliche Blasen den Radmantel über den Kopf und um die Ohren. Nach mühsamem Tasten fand er endlich den Verlorenen. Der unliebsame Zwischenfall hatte ihm beinahe die romantische Lust verdorben, und seine Zweifelsgedanken begannen ihn noch heißender zu peitschen als der Wind. Eine Sekunde lang dachte er daran umzukehren und blieb stehen. Da sah er in der Ferne den Stein- und Gletscherhügel gespensterhaft in unbestimmten Formen aufragen und plötzlich erschrak er: hatte sich dort nicht eben ein schwarzer Schatten im Nebel bewegt, um sogleich wieder zu verschwinden? Wenn das Mathilde — — Und heftiger pochte sein Herz. In diesem Augenblick glaubte er sein Schicksal, Leben und Tod in Händen zu halten, die Wahl stand ihm frei: hier das Licht und dort die

Nacht. Wandte er sich um, dann hatte er wohl ein für allemal das heftige Fieber überwunden und konnte ruhig im Tageslicht seines gewohnten Weges gehen — schritt er weiter, ihr entgegen, alsdann war auch die dunkle Pforte der ungewissen Zukunft aufgetan — —

Mit derselben Klarheit leuchteten diese beiden Gedanken in seinem Innern auf, und die Eiseskälte des einen brannte ihn nicht minder als die Glut des andern.

Doch sein trotziger Stolz siegte. Und so schritt er vorwärts, langsam und sicher, im Bewußtsein, daß ihm sein Ziel nicht mehr entgehen könne. Sein scharf spähen des Auge richtete sich unentwegt auf die gespenstische Steinmasse, die im wogenden Nebel zu zerfließen und sich ins Unendliche auszudehnen schien, während der Wind immerfort heulte und stöhnte. Und wieder war ihm, als befände er sich hoch im Gebirge in einsamer Gletschergegend, wie jener Hirt, dessen Sehnsucht und Leidweisen er kannte.

Er hatte den steinernen Schneehügel erreicht und hielt inne. Nichts regte sich weit umher, nur der Wind verfring sich laufend im Mantel und stieß sich seufzend an den aufgetürmten Steinblöcken: es war wie das Wimmern und Jammern einer menschlichen Stimme. Adalbert horchte näher hin, — da dachte es ihn, die halb-erstickten Klagelaute kämen von der andern Seite der Erhöhung her; auf den Fußspitzen schlich er ins Feld und schob sich behutsam vorwärts: ein eisiger Schauer rieselte jetzt durch seinen Körper und erschütterte ihn von Haupt zu Füßen. Hingeworfen auf die Böschung lag mitten in den vom Schnee umhüllten Steinen eine schwarze Masse reglos, wie tot: sie glich einer menschlichen Gestalt, deren Haupt in aufgestützten Armen vergraben war; von dorthin drang das unterdrückte Wehgen, das sich mit dem Seufzen des Windes vermengte. Der Anblick traf Adalbert wie ein Schlag, dem ungewollt der Schmerzenslaut folgte, wie der Donner dem Blitz, und dieser Laut rief in angstvoller Hast: „Mathilde!“

Einem verstärkten Echo gleich antwortete ihm ein wilder Aufschrei des aus seiner trauernden Ruhe aufgeschreckten Weibes; wie der Wehruf einer Wahnsinnigen gellte es durch die Nacht.

Der schwarze Schatten hatte sich emporgerect, und Adalbert erkannte deutlich Mathildens hohe Gestalt. Er eilte auf sie zu; aber während er noch die ersten Schritte machte, sank sie wieder in sich zusammen, zurück auf das harte Schneebett, und ein fiebriges Weinen kam über sie, gleich wie ein gestauter Fluß plötzlich über die Ufer schwillt und mit rauschenden Wellen sich neue Bahnen bricht.

Adalbert trat an sie heran, löste ihre Hände vom Eise los, in das sie sich krampfhaft festgeklammert hatten, und ein großes, süßes Mitleid mit dem Weibe kam über ihn:

„Nicht weinen,“ bat er, „nicht weinen, Mathilde —“

Er preßte ihre Hände in die seinen, während sie mit abgewandtem Haupt, in tiefer Scham zu schluchzen fortfuhr. Dann legte er seine Rechte stützend unter ihr Haupt; ihr reicher, dichter Haarnoten füllte seine Hand

mit warmen Strahlen, und dies Strahlen zitterte weiter, den Arm hinauf, durch seine Brust, durch den ganzen im Wintersturm erkalteten Körper, und es war ihm, warmer Sonnenschein flösse durch seinen Leib. Immer noch fand er keine Worte; nur ihren Namen flüsterte und hauchte er in unbeholfenem Schmerz stets von neuem, leise und laut, schmeichelnd und bittend. Und dann zog es ihn zu ihr nieder, als läge ein schweres Gewicht auf seinem Nacken. Er hob ihr Haupt sanft empor und küßte sie, küßte die Stirne, die weinenden Augen, die tränenfeuchten Wangen, den glühenden Mund, die erfrorenen Hände, und wie er ihr ins Gesicht schaute und in die noch halb verschleierten Augen, da ging ein seliges Lächeln durch ihre Mienen und zitterte leuchtend um ihren Mund, gleich der Sonne auf den Wellen eines tiefen Sees. Traumhaft, wie von einer schweren Last befreit, flüsterte sie aufatmend die Worte:

„Nun bist du da — —“

„Und das macht dich lächeln?“ fragte Adalbert liebesend.

„Es macht mich glücklich, so wie ich nie noch glücklich war. Ich hatte es verlernt, seit ich dich nicht mehr sah, und dies ist wohl auch mein letztes Lächeln Denn meines Bleibens kann hier nicht sein,“ fuhr sie dann zögernd fort. „Sieh, ich hielt mich für stark: einmal nur wollte ich von der Erinnerung hier trinken; aber ich ertrage diesen Trank nicht mehr. Wenn ich die alten

lieben Straßen entlang gehe, — o, das zerreißt mein Herz! Dann fühl' ich recht, wie arm ich bin Besser wäre ich nicht gekommen; nun kann ich nicht mehr fortgehen und darf doch auch nicht bleiben.“

„Mathilde!“ schmeichelte Adalbert wieder und suchte sie zu trösten. Doch sie fuhr fort zu klagen, offen und ohne Zwang, als wäre sie gestern erst von ihm fortgegangen.

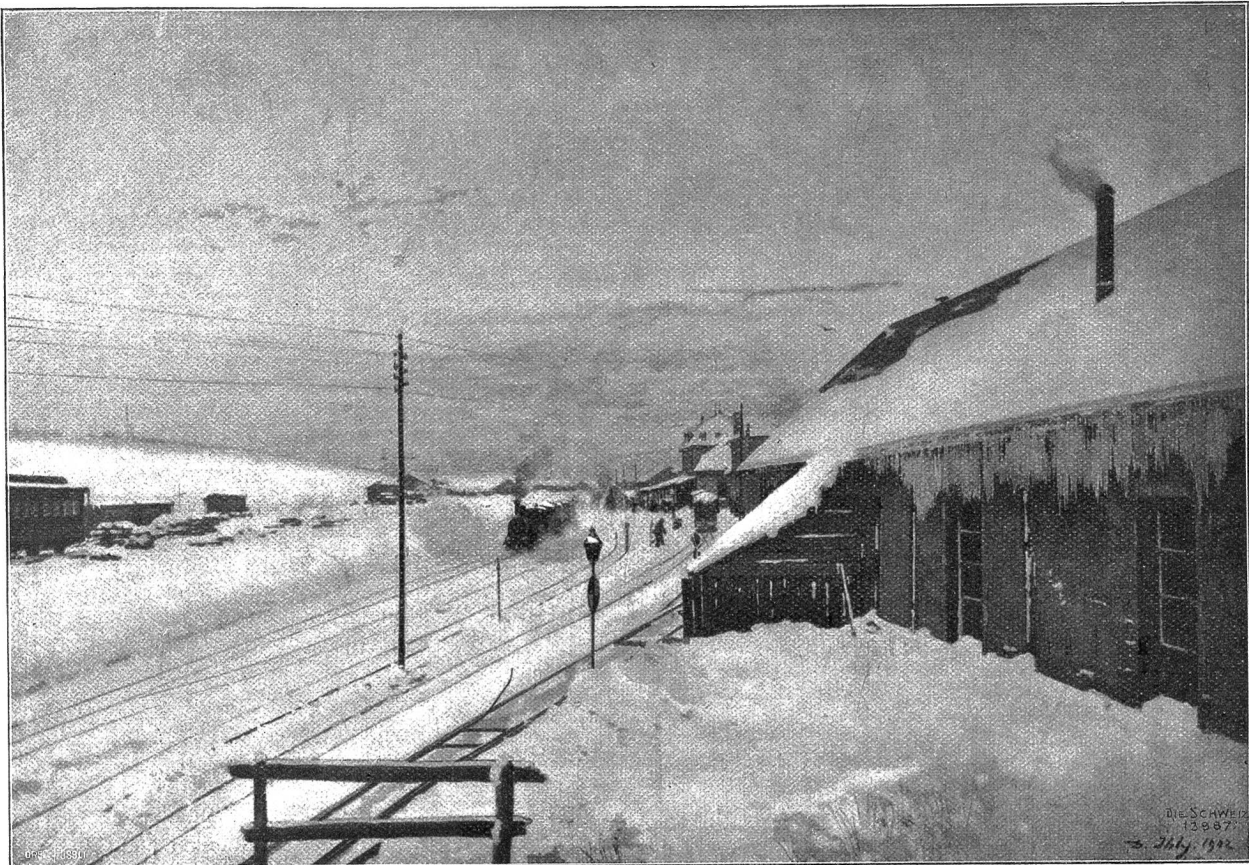
„Jetzt lieg' ich hier in kalter Nacht: du weißt es wohl, auf dich hab' ich gewartet! Meine Kräfte, mein Trost, der mich heilen sollte, — sie sind beim ersten Blicke deiner Augen zunichte geworden. Ehrlich hab' ich mit mir gekämpft, all die letzten Tage und Nächte hindurch, um endlich dennoch tun zu müssen, was ich nicht wollte. Ich muß mich schämen, vor dir, vor mir, vor dem Tageslicht Ob mich dabei eine Schuld trifft, ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß es treue Liebe ist, die mich wieder hierhergeführt, eine traurige Liebe, die wohl kein Echo mehr finden kann, deren Hilferuf ungehört verhallen muß“

„Mathilde, glaubst du, was du da sprichst? Woher willst du solches wissen? Bedenke, in solch eifriger Winter- nacht führt kein Zufall in diese Einsamkeit. Wenn auch ich mit einer Hoffnung hergekommen wäre . . .?“

Mathilde bohrte die Blicke in den Schnee, der auf den Steinen lag und schwieg eine Weile, als ob sie nach dem Sinn seiner Worte suchte; auf einmal schreckte



Sandgewinnen in der Arve. Nach dem Gemälde von Daniel Hly, Genf.



Alter Bahnhof von La Chaux-de-fonds. Nach dem Gemälde von Daniel Joly, Genf.

ſie zuſammen, wandte das Geſicht empor und ſtaunte Adalbert mit weit offenen, leuchtenden Augen an. Dann hauchte ſie erwartungsvoll in langgezogenem Tone:

"Đu?"

„Ja, so ist es, Mathilde,“ sagte Adalbert. Da schellte sie empor einem Bogen gleich, dessen straffgespannte Sehne zerschnitten wird. Mit trunkener Hingebung warf sie sich dem Mann an die Brust, selbstvergessen wie ein Kind, das jubelnd dem Vater entgegenstürzt, um in seinen starken Armen aufgefangen zu werden.

So hielten sie sich fest und fügten sich, als ob die ganze, jahrelang unerfüllte Sehnsucht sich in den flüchtigen Minuten auf einmal kundgeben sollte.

Später begann Mathilde auf eine Frage Adalberts, lachend bald, bald weinend zu erzählen:

„Wie ich gelebt? Was ich getan? Sieh, daß du mich hier gefunden hast, das ist die Antwort auf alle deine Fragen. In dir hab' ich gelebt! An dich gedacht: wahrhaftig, das ist das All und Eine . . . Die Erinnerung an dich war mein Trost, ein bitterer Trost, glaube mir, weil das Vergangene sich nicht zurückrufen ließ . . . Ich bin ein unglückseliges Weib . . . Was hab' ich nur verschuldet, daß ich so arm, so heimatlos sein soll?“

Sie seufzte tief, zog zitternden Athems die kalte Nachtluft ein und fuhr fort:

„Ja, einmal hat mich auch der Wahnsinn befallen. An dem Tag, da ich dich am Bahnhof jener kleinen Seestadt traf, als du, ein Glücklicher mit der Glück-

sten, dort auf- und abgingest. Ich wußte, du hattest mich erkannt; dennoch schrittest du an mir vorüber und wolltest mich nicht kennen. Es war wohl besser so, und ich habe dich verstanden. Allein, daß ich mit eigenen Augen sehen mußte, es sei wahr geworden, unwider-
russlich wahr — und nicht laut aufschreien durfte, nicht mein Haupt unter die Räder des Zuges legen konnte, mit dem du weiter in die Welt hinausfuhrst — es hat mich wahnsinnig gemacht. Ich wohnte und lebte da-
mals bei meiner alten Mutter; an jenem Tag aber hab' ich sie nicht gesehen . . . Stunden und stundenlang ging ich dem See entlang; doch wie der Schmerz uner-
träglich wurde, da hat mich der Wahnsinn befallen. Ich vergaß, daß ich noch eine Mutter zu pflegen und zu ernähren hatte, und bin in den See gegangen . . . Bis auf den heutigen Tag zürnte ich den Menschen-
händen, die mich vom schnellen Tode retteten, um mich dem quälend langsamen wiederzugeben; hätte meine Mutter nicht noch gelebt, es wäre auch verlorene Mühe gewesen!“

nicht und ruhig, „schilt mich nicht! Sieh, ich hätte diesmal in Trauerkleidern kommen müssen: die alte Frau ist vor zehn Tagen gestorben; sie hat sich nicht mehr vom Schrecken jener Stunde erholt, wo man ihr Kind aus dem Wasser zog und ihr ohnmächtig nach Hause brachte. Doch warum sollt' ich meine Trauer äußerlich zur Schau tragen? Einem Menschen, der selbst den Tod im Herzen hat, erscheint solcher Tand wie eitel

Maskerade. — Und wenn ich nicht wünschte zu sterben, wie hät' ich's dann gewagt, hieherzukommen, wo du bist? . . ."

Adalbert verstand, was sie sagen wollte. Ihre so aus vollem Herzen quellenden Klagen hatte er nur mit schmeichelnden und tröstenden Koseworten zu begleiten gewagt und ihr immer wieder Stirne und Wangen besänftigend gestreichelt; jetzt preßte er das Weib mit festen Armen an seine Brust, wie um es an sich zu ketten, und verschloß ihr den Mund mit brennenden Küssen.

Als er Mathilde wieder frei gab, scherzte sie übermütig: „Ja — deine Lippen sind schuld daran, wenn die meinen bald verstummen!“

Und gleich darauf sagte sie in halb scherzender Selbstverzeihrung, lächelnd, doch mit Tränen in den Augen:

„Gelt, ich bin dumm, so dumm! Lach' mich doch aus, lach' mich doch einmal so recht tüchtig aus. Ich verdiene es ja nicht besser. Mein einziger Wunsch war, in deiner Nähe zu sein; so bin ich hergekommen und weiß doch, ich soll dich nicht haben — ist das nicht Torheit? Dein Glück — ich will es nicht stören, nein, ich müßte mich sonst selbst verachten; aber das weiß ich: wenn „sie“ ahnte, wie unendlich lieb ich dich habe, „sie“ könnte mir nicht böse sein, müßte mein armes Herz verstehen . . . O diese Liebe, mit jedem Atemzug spür' ich, wie sie ist und lebt, und jeder Gedanke sagt mir doch wieder, sie darf nicht sein . . . Nun kannst du ermeßen, wie unglücklich ich bin!“

„Ich weiß, was du gelitten hast,“ antwortete Adalbert. „Denn ich habe denselben Kampf gekämpft, wenn er mir auch nicht so klar zum Bewußtsein kam. Vergiß nicht, daß mich kein bloßer Zufall hierhergeführt. Ich sehnte mich nach dir und hegte die heimliche Hoffnung, dich einmal hier zu begegnen, dir einmal sagen zu können, wie schön ich stets deiner dachte — dir danken zu können für alles, was du mir bist: die Hohepriesterin,

die meine Sehnsucht wach hielt und unbewußt das heilige Feuer schürte, das sonst im Alltag hätte ersticken müssen! Meine süß quälende Vestalin!“

„Bin ich dir das, darf ich's dir noch sein?“

„Du bist es, Mathilde, und wirst es immer bleiben!“

„Du, o du! So bin ich ja glücklich und will nicht mehr klagen. Gib mir deine Hand, ich muß sie küssen, hier und hier! Solange du mir das in Wahrheit sagen kannst, will ich selig sein und ganz bescheiden. Aber sagen mußt du es mir von Zeit zu Zeit; aus deinem Munde laß mich hin und wieder die Worte hören, ja, willst du? Darf ich dies kleine Opfer haben, das Opfer der Vestalin?“

„Ja, Mathilde, ich werde dir stets geben, was dir gehört.“

Raum hatte Adalbert diese Worte ausgesprochen, schnellste Mathilde empor und hielt ihm die rechte Hand zum Gruß hin:

„Mein Lieb, mein Gott,“ rief sie „nun laß mich gehen, so rasch ich gehen kann! Während langen Jahren hab' ich von diesem Wort geträumt, ohne Hoffnung, es je zu hören; nun bist du da, und ich hab' es von deinen Lippen vernommen. Aus so langer Nacht in so helles Licht: wie das blendet! Es ist fast zu viel! Darum laß mich fliehen — für heute! Vor dir fliehen! O, zu wissen, ich darf dich wiedersehen, so oft ein gütiges Geschick es will! . . . Doch nun leb' wohl! Du!“

Sie hatte bei all ihrem glühenden Neben Adalberts Hände festgehalten. Jetzt eilte sie davon, als müßte sie vor jemand fliehen. Noch einmal wandte sie sich um und verschwand hierauf in dichtem Nebel.

Adalbert hörte noch das Rauschen ihres Kleides und das Knirschen des Schnees unter ihren Tritten. Wie einer schönen Musik lauschte er dem Geräusch, das immer leiser wurde und rasch erstarb; dann trat auch er den Heimweg an.

(Fortsetzung folgt).

Zu den beiden Bildern von Daniel Jhly.

Daniel Jhly, ein Freilichtmaler der französischen Schweiz, bald in Genf, bald im Neuenburger Jura, ist erst in den letzten Jahren auch bei uns besser bekannt geworden. Zürich, Winterthur und Freiburg haben seine Sonderausstellungen beherbergt und seine Eigenart, seine Individualität schätzen gelernt. Jhly besitzt einen stark entwickelten Sinn für die zartesten Farbenscheinungen, der seinen Landschaften in erster Linie duftige Gestaltung verleiht und sie charakterisiert. Er ist zwar ungemein vielseitig, er malt Genrebilder, löst koloristische Probleme, erfreut uns mit Stilleben, malt Studienköpfe und dgl.; aber überall tritt seine Individualität stark in den Vordergrund, eine Individualität, die uns den Künstler sympathisch macht und die geschickt den Mittelweg gefunden zwischen dem Konventionellen der frühern und dem Extravagananten der modernen Richtung. Für Fluß- und Schneelandschaften ist Jhly ein Meister: in die erstern versteht er einen ganz besondern Zauber hineinzulegen, duftig ist das Gebüsch am klaren Wasser, poetisch die Stimmung, und in den Schneeildern weiß er mit glücklichen Farben-

kontrasten zu wirken; liebevolle Vertiefung infolge jahrelanger Beobachtung befähigen ihn hiezu.

Wir bringen in der heutigen Nummer unserer „Schweiz“ zwei hervorragende Arbeiten diesen Genres im Bilde: «Les tireurs de sable», das im Concours Calame in Genf prämiert worden ist, und den „Bahnhof von La Chaux-de-Fonds im Winter“, ein prächtiges Gemälde, das aus dem Grund außerlich noch ein erhöhtes Interesse erhält, weil der Bahnhof, wie ihn Jhly wiedergibt, seit einiger Zeit einem größern, modernern Platz gemacht hat, entsprechend der Bedeutung dieses „höchsten Dorfes“ in der Schweiz.

Daniel Jhly ist Autodidakt, um uns dieses Ausdrucks auch für den Maler zu bedienen; er war ein Schüler von Menet und hat sich in Paris, in der Normandie und in England vervollkommen. Der schlichte Maler haust heute in einem bescheidenen, aber idyllisch gelegenen Atelier in der Nähe des Totenhofes St. Georges zu Genf. Sein Name verdient hervorgehoben zu werden.

A. H.

Das Bildnis.

Novelle von René Morax, Morges.

(Fortsetzung).

Der Tod meines Onkels rief mich nach England zurück; ich war sein einziger Erbe. Seit meiner Volljährigkeit war ich im Besitz des von meinen Eltern hinterlassenen Vermögens

und konnte reichlich von meinen Renten leben. So widmete ich mich ganz der Malerei. In Kensington hatte ich ein großes Atelier gemietet, wo ich in einsamer Arbeit lebte. Mein Be-

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten.